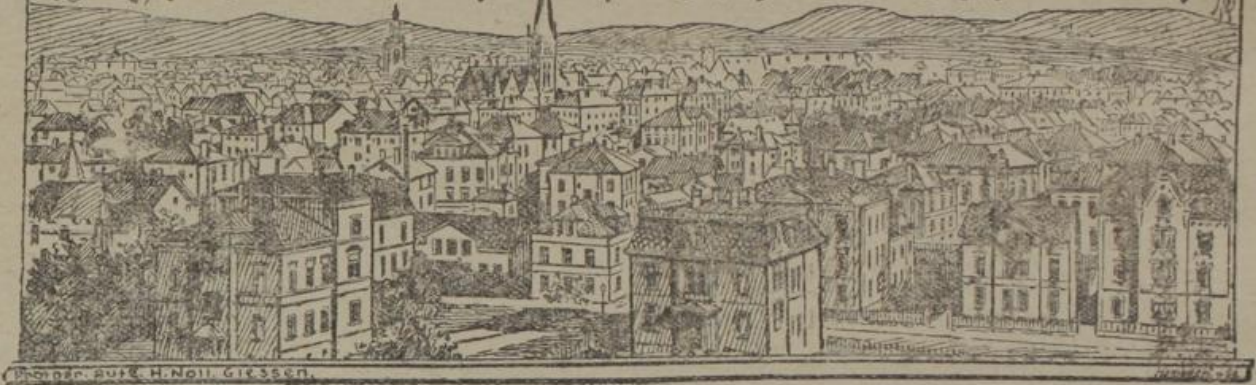


# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Otto hatte erzählt, daß Fürst Volklo mit ihm im gleichen Zuge gefahren sei, und das brachte von ungefähr die Unterhaltung auf die Gotterneggs. „Eine plörrige Gesellschaft“, sagte der Burgmüller und paffte stark; er saß wie in einer Wolke; „wenn man denkt: was waren sie einmal und hatten an hundert Güter außer der großen Herrschaft, und in der Schatzkammer auf dem Wohen sollen die schlesischen Groschen, das war damals viel Geld, in hohen Säcken verwahrt worden sein, und regierten souverän. Und heute sitzen sie auf dem Bettelstuch.“

„Während doch keiner sagen kann“, bemerkte der Kantor, „wer von ihnen sie dahin gebracht hat. Es ist ein Werden und Vergehen auch mit den alten Geschlechtern. Auf die Zeit der Blüte folgt das mähliche Verdorren. Da ist es ganz gut, wird ein frisches Reis aufgepfropft, so wie der Fürst es will.“

„Ist recht“, meinte Reschle; „ist auch meine Ansicht. Es ist ein komisches Bild: so berühmtes Geschlecht und kann sich kaum durchputtern. Man kann verarmen; aber passiert es unsereinem, da ist schwer Hilfe oder gar nicht. Ein armer Fürst braucht bloß die Hand auszustrecken, und es sitzt ihm an jedem Finger eine Millionärin. Sehr vernünftig, daß der Volklo es tat.“

„Greulich finde ich es“, sagte Grete und verzog die Lippen.

Die Mutter sprach: „Gans! Was verstehst du?“ und Otto rief: „Naht sie! Sie hat auch das Recht der freien Meinungsäußerung. Zudem ist Gans nicht gebräuchlich im Parlament. Mutter. Ob Volklos Wahl gut und verständlich, ist schließlich seine Sache. Auch, ob die andern von der Familie etwas von den Millionen haben werden, was noch zweifelhaft ist. Jedenfalls ist die Braut so schön, daß man auch ohne die Mitgift die Wahl verstehen könnte.“

„Also kennst du sie, Otto?“

„Ja. Ich sah sie auf einem Wohltätigkeitsfest; da hatte auch meine Professortin mitzuwirken, und ich ging pflichtgemäß hin. Da sah ich Miß Simpson zwischen ihrem Vater und Volklo. Der Vater unansehnlich und schlecht rasiert, mit einem Gesicht wie ein Schauspieler; die Tochter prachtvoll gewachsen, in löstlicher Toilette, mit rotblondem Haar und Wangen wie Milch und Blut; dazu einen Mund wie reife Erdbeeren in der Farbe.“

„Donnerwetter!“ rief der Burgmüller, nahm die Pfeife aus dem Munde und schaute seinen Sohn voller Bewunderung an. „Du wirst ja ganz begeistert! Du redest wie ein Gedichtband!“

Otto errödete unmerklich, und Grete kicherte leise in sich

hinein. Aber Fürbringer nidte wohlgefällig, nahm eine Pfeife und sagte: „Es gefällt mir. Es ist hübsch, wenn sich die männliche Jugend an fraulicher Schönheit zu begeistern vermag. Ich habe auch selber einmal versucht, meinen Gehren in der Erziehung zur Schönheit den Blick zu weiten. Da bin ich freilich hereingefallen. Es war in meiner ersten Stelle, oben in Ostpreußen. Da hatten wir ein Schulzimmer mit vier lahlen Wänden; es sah eher als wie ein Gefängnis aus. Und nun schnitt ich denn aus illustrierten Zeitschriften, Probeheften und Prospekten, die mir der Buchhändler schenkte, massenhaft Bilder heraus: meist von Statuen und dergleichen, und es waren freilich auch Bemusse dabei und sterbende Jechter und griechische Tänzerinnen in ihrer ziti- und landesüblichen Tracht; das alles klebte ich an die Wände der Schulstube und freute mich darüber, weil es hübsch aussah und heiter, und es ergötzte das Auge. Aber da kam eines Tages der Schulrat und schlug die Hände über dem Kopf zusammen und ein paar Wochen später hatte ich einen gehörigen Wischer weg; die Schulstube wurde tapeziert und mit der Erziehung zur Schönheit war es auf diese Weise nichts. Vielleicht hätte der Schulrat recht; vielleicht auch ich. Ich lasse die Frage offen . . .“

Der Kantor trank seinen Krug aus und wischte sich den Mund mit dem großen roten Taschentuch. Er hatte viele solcher Geschichten auf Lager aus der Zeit, da er noch oben in Ostpreußen die Jugend gelehrt hatte. Aber das Interesse wandte sich am heutigen Abend doch mehr der Zukunft des Fürsten Volklo und seiner Verlobung zu als vergangenen Zeiten. Es war nur natürlich. Mit diesem Fürstehause war man auf das innigste verwachsen. Die Alten hatten sich gekannt, und die Jungen waren gemeinsam groß geworden. Man schimpfte aufeinander und hatte sich dennoch gern. Bauernhochmut und Adelsstolz plakten zuweilen hart zusammen, und Armut und Reichtum erwiesen sich Reverenz. Es war ein seltsames Nebeneinanderleben; Fürst und Müller schauten von oben herab sich an, prozessierten auch wohl einmal eines Grenzstreits wegen, schrieben sich Briefe, in denen es an injuriösen Wendungen nicht mangelte, und doch ließ keiner auf den andern etwas kommen.

Da war der verstorbene Fürst gewesen, ein eigener Herr; von dem erzählte der Burgmüller, indes er die Pfeife nachstopfte und den Tabak mit dem flachen Daumen fest drückte.

„Ja“, sagte er, „er hatte seine Ruden. Aber er war doch ein großer Herr und wußte zu leben. Da ist denn auch nichts übrig geblieben; es ging unter ihm schon auf die Neige, und er starb sozusagen zur rechten Zeit. Er starb an seinem Geburtstage: als er Sechzig wurde. Sein Kammerdiener fand ihn am Morgen tot im Bette; und an diesem Tage hatte er einen Wechsel über rund hunderttausend Mark zu bezahlen. Das weiß ich von dem kleinen Haasfohn, der sozusagen zu seinen Agenten gehörte. Da hat man denn allerlei gemunkelt von Gift und so etwas. Aber es hat niemand beweisen können. Er lebte nicht wüst; das kann

man nicht sagen; er lebte nicht in das Gelage hinein. Aber er lebte vornehm —

„Er lebte wie ein Grandseigneur, oder was die Franzosen so nennen,“ sagte Fürbringer hinzu; „er hatte immer eine offene Hand; er hat mir ein neues Schulhaus gebaut; er hat der Kirche die Glocken geschenkt; er war ein gütiger Herr.“

„Ja, das war er,“ bestätigte der Burgmüller. „Er hatte auch in seinem Wesen etwas Großes. Doch der Untergrund hielt nicht. So etwas Großes muß feste Fundamente haben. Die waren nicht da. Aber Volko wird neue schaffen.“

Nun nahm Otto das Wort. „Das ist es eben,“ sagte er; „er wird es nicht können.“

„Warum nicht, Junge? Bei den Millionen der Braut?“

„Er wird es nicht können. Ich weiß, wie die Verhältnisse liegen. Er kann nach dem Familienrecht nicht Fürst bleiben und nicht Senior des Geschlechts. Und darum geht jetzt der Streit. Sollen die neuen Millionen den Gotterneggs den alten Glanz wiedergeben, so müßte Volko auch Titel und Stellung behalten dürfen. Das möchte er — und auch seine Braut — natürlich.“

„Natürlich,“ wiederholte Frau Tilde. Sie strickte einen Strumpf an und zählte halb laut die Maschen und sah sehr ernsthaft aus, mit einer Hornbrille auf der Nase und gerunzelter Stirn.

„Und du meinst,“ fragte der Burgmüller, „wenn er nun wirklich den Fürstentitel ablegen müßte, da würde von den Millionen für die andern, für Jost und die Annemarie, da würde nichts übrig bleiben?“

„Wie schade!“ warf Grete bestimmt ein, und Otto sagte: „Nein, Vater, nichts. Das ist doch verständlich. Ich weiß ja nicht, welchen Namen Volko annehmen wird. Aber sei's der oder der: mit diesem Augenblick hört für ihn, wenn auch nicht die Verwandtschaft, so doch die Zugehörigkeit zu dem Fürstenhause auf.“

„Es ist natürlich,“ meinte Reischle und schüttelte den Kopf. „Es ist sehr natürlich.“

„Und dennoch,“ setzte Fürbringer hinzu, „man mag sagen, was man will: es liegt etwas Feines darin und etwas Apartes. Es ist nicht wie überall. In der heutigen Mode verachtet man die Tradition. Aber auch das Ehrwürdige hat seinen Zauber. Ich habe ein altes Turnierbuch, darin lese ich oft. Das Alte dünnt mich zuweilen frischer als das Neue. Es hat vielfach noch seine Farbe behalten; und in der Gegenwart fuchst man nur noch mit grau.“

„Reaktionär!“ schimpfte der Burgmüller und lachte.

„Ja,“ sagte der Kantor, „so nennen mich auch die Kollegen, die mehr für den sobenannten Freisinn sind, und werfen mich zu den Junkern und Pfaffen. Und gerade, die so sprechen, kennen weder Junker noch Pfaffen oder doch nur die Karikatur von beiden. Aber es ist mir schon gleich: ich bin, wie ich bin.“

Er prieste und trank. Nun kam man auf Politisches. Es war hier unten ein Winkel der gemäßigten Anschauung. Die Junker waren konservativ und die Pfaffen nicht schwarz. Pastor Fresenius hat sogar einmal einen Katholiken auf dem protestantischen Kirchhofe beerdigt: das war keine Heldentat und kein außergewöhnliches Geschehnis; nichtsdestoweniger gab es in der Folge Auseinandersetzungen mit der Behörde. Auch der Burgmüller wählte konservativ; aber er gebärdete sich doch gern, als stehe er eigentlich weiter links und folge nur schlechter Gewohnheit. Er hatte persönlich viel Neigung für jedwede Opposition.

Mitten im Gespräch hatte Frau Tilde eine Masche fallen lassen, hob den Kopf und horchte auf. Draußen auf dem Flurgang wurden schlurrende Schritte vernehmbar, und auch Schnauzerl schlug in seiner Hütte an. Dann klopfte es sacht und mit Respekt an die Tür.

„Kam?“ sagte der Burgmüller, und Frau Tilde rief „herein“, hinzusetzend: „es wird Mauske sein.“ Das war der Bogt, der um diese Zeit die Schlüssel zu bringen pflegte.

Doch es war nicht Mauske, sondern Herr Beyfuß, der Schloßintendant. Er sah jetzt anders aus als am Nachmittag; trug nicht mehr den vielgefärbtesten Bratenrock und den Zylinder mit dem Bronzeton, sondern eine Art Lobensjoppe und auch eine Kappe aus Lodenstoff mit Schirm und aufgebundenen Ohrenklappen, beide Kleidungsstücke von sichtbar hohem Alter.

Er brachte eine Meldung, die er ernst und zeremoniös vortrug. Durchlaucht Prinz Jost hätten gehört, daß Herr

Otto Reischle angekommen sei und ließen doch sehr bitten, ihn zu besuchen; morgen vormittag, so vielleicht gegen Elf. Aber als er diese Meldung errietet und zugängende Antwort erhalten, ließ er seine Würde fahren und wurde sofort zugänglicher, gab jedem die Hand und nahm auch Platz, nachdem Grete einen Stuhl herbeigeholt hatte.

Frau Tilde wußte, wie sie den Alten zu bewillkommen hatte. Sie ging hinaus, und als sie wiederkehrte, brachte sie einen Teller mit, auf dem ein paar mächtige Brotschnitten lagen, mit Speck, Wurst und Käse. „Nost so ein Zumbiß,“ sagte sie dabei; „das Bier schmeckt besser.“ „Nein, Frau Reischle,“ antwortete Beyfuß, „ich danke höflichst, aber wir haben schon soupiert. Es ist heute ein wenig später geworden von wegen der Ankunft des durchlauchtigsten Herrn. Er kam unerwartet, und da ging es etwas brunter und drüber in Küche und Keller und nicht in gewohnter Ordnung. Ich muß wirklich danken. Das Menü war so reichhaltig; es stellt sich immer mehr heraus, daß es kein Fehler war, den Koch zu entlassen; die Küche hatte eine feinere Zunge. Ich muß wirklich danken. Aber ich will andererseits auch nicht beleidigend sein, Frau Reischle. Das will ich nicht. Ihre Blutwurst habe ich immer geschätzt. So sei mir wenigstens ein Koltshäppchen verstatte.“

Und dann kostete er, und binnen zehn Minuten stand der Teller vor ihm leer. Alle am Tisch wußten, daß das so kommen würde; und es lächelte keines. Reischle holte sogar die zweite seiner schwarzen Zigarren mit dem Habannabändchen herbei, und Grete füllte den Bierkrug Beyfußens von neuem. Dem Beyfuß tat man gern etwas Liebes an. Im Winter brachte Fürbringer ihm Bücher, und aus der Mühsie wanderte manche Speisezeit und Wurst nach dem Schlosse hinüber.

Denn man wußte: ging es sorglich zu im „alten Hause“, so wohnte ein großes Kind im Schlosse. Es war so und ließ sich nicht abstreiten; es kam vor, daß Beyfuß hungerte. Aber er dachte an seine große Vergangenheit, und da brädte der Hunger ihn nicht. Er war als Feldwebel-Leutnant im Madettenkorps angestellt gewesen. Bei der Kompagnie, deren Kammern er zu verwalten hatte, stand damals ein junger Graf Artern, ein weilläufiger Beter und Freund des Prinzen Volko Gotternegg. Nun hatte Beyfuß auch etwas Hohes gefiraret: eine ehemalige Kammerfrau der verstorbenen Fürstin Herrfurth, die in ihrem Range für das sozial Auserwählte auf den Gatten nicht ohne Einfluß blieb und in der täglichen Beschäftigung Beyfußens mit meist älteren Monturestücken fast etwas Würdeloses erblickte. Beyfuß selbst hatte Neigung für ein geregeltes Zeremonienwesen, was doch wohl auch wieder auf das ihm in Fleisch und Blut übergegangene Nummerierungssystem seines Kammerdienstes zurückzuführen war; und so einten sich denn verschiedene Strömungen zu einer großen Sehnsuchtsweite, und der kleine Graf Artern wurde als Vermittler aller Wünsche und Hoffnungen erwählt, die dann durch den Prinzen Volko weiter bis zur Durchlaucht dem Fürsten von Gotternegg getragen wurden. Der stand rechtzeitig auf der Höhe seines Seigneurdaseins und war in seinem Souveränitätsgefühl immer gern, mit lockerer Hand und dem Wohltätigkeitsempfinden großer Naturen, zu helfen bereit, erfüllte zugleich auch Volkos Wunsch und engagierte Beyfuß als Schloßintendanten.

(Fortsetzung folgt.)

### Sein großer Tag.

Skizze von Curt Röhns.

(Nachdruck verboten.)

Endlos dehnte sich die Schneelandschaft. Ueber Hügel und Tal zog sich der breite Landweg hin, nur hier und da unterbrochen ein Stückchen hochgewachsener Wald die weite Steppe, weiß verschneit die hohen Wälder der Tannen.

Zwischen den Stämmen eines der Gehölze klang Ruffschlag und leichtes Säbelfirren: eine Kürassierpatrouille, voran ein junger Offizier auf lang austrabendem Goldfuchs, ritt heran; im letzten Gliede der kleinen Abteilung, ein Stückchen zurückbleibend, auf einem großen, etwas schwer schauenden Braunen, ein Mann mit einem besonders fremdlischen und gutmütigen Gesicht, der Kürassier Tröhmer.

„Wieder solch lahmer Klepper dazwischen,“ brummte der Leutnant durch die Zähne, mit einem Blick über die Schulter, „und solch langamer Reiter dazu!“

Drohmer war tatsächlich ein langsamer Reiter; mit Sporn und Schenkel einen Gaul heranbringen, wie nicht seine Sache, aber es gab keinen besseren Pferdepfleger. Darum besaß er auch immer die laputtgerittene Berde, um sie zu schonen und wieder aufzufüttern. Auch der große Marbod, den er ritt, war sehr herantanter und darum ihm anvertraut worden.

„Na, — mal die Sporen, zum Donnerwetter!“ rief der Gefreite Ballhorn, der Drohmer ausgebildet hatte. „Ein alter Ruffelpeter, der Drohmer, zum Ruffstiller besser zu branden als zum Weißkrassier. Mann, wann wirst du eigentlich deinen ersten Gefangenen abliefern? Jeder aus unserm Beritt hat schon einen Gefangenen gemacht, bloß der Drohmer nicht. Bei dir muß man aber froh sein, wenn sie dich nicht fangen.“

Die andern lachten, aber Drohmer, der ebenso langsam mit der Bunge war, wie zu Berde, antwortete: „Ich werde meinen Gefangenen schon noch bringen. Wartet's nur ab, ihr Klugschäbel!“

„Nana,“ meinte Ballhorn. „Wenigstens aber hat Drohmer die Hoffnung noch nicht aufgegeben.“ Und die andern lachten nur noch mehr.

„Zwei Verbindungsleute zurückbleiben!“ befahl der Leutnant und winkte, wie selbstverständlich, dabei dem Kürassier Drohmer zu.

Diesem war der Auftrag mehr als recht. Er konnte so recht stillvergnügt für sich allein dahinfahren und brauchte nicht das Geschwätz der andern hören. Er verbielt sein Pferd, um den nötigen Abstand zu gewinnen.

Der Marbod erhobte sich bei der gemäßigten Gangart; Drohmer zog die Bügel immer kürzer an, und an einer kleinen Steigung ließ er ihn Schritt gehen. „So — schön!“ Er klopfte dem Braunen den Hals und freute sich seines leichten klingenden Schnaubens.

Die Steigung zog sich doch länger hin; Drohmer wurde etwas unruhig, aber er scheute sich, sein ausgepumptes Pferd hier anzuhalten zu lassen. Er würde die andern schon wieder einholen!

So erreichte er die Höhe und sah sich um; drüben eine vereinzelte Baumgruppe, sonst verhältnißloses Unterholz, — doch von seiner Patrouille nichts zu entdecken.

Drohmer richtete sich im Sattel auf, um besser auspähen zu können. Doch der Wind wehte so scharf, daß ihm die Augen tränten, und zugleich verwandelte sich das leichte Schneegriesel in einen dichten Schneefall, der auch die letzte Aussicht nahm.

„Na, was machen wir nun, Marbod?“ redete Drohmer seinen Braunen an, der mit gespitzten Ohren und gelächelten Nüstern die Luft einzog. „Aber wo der Mensch nicht mehr weiter weiß, soll er ruhig seinem Pferd überlassen. Geh, Marbod, wirst die andern schon wiederfinden.“ Damit gab er dem Braunen die Bügel frei, und mit langen Schritten stampfte der durch den Schnee, immer in der Richtung, die auch nach Drohmers Ansicht sein Leutnant eingeschlagen haben mußte.

Eine ganze Weile ging es so dahin; der Wind sank, und die zunehmende Dunkelheit ersichtbarte das Reiten wie das Zurückfinden.

Der Braune hatte sich indes durch das lange Schrittgehen erholt, und als Drohmer ihm jetzt leicht die Schenkel gab, schlug er einen langgestreckten Trab an, der in kurzem um eine Reihe förderte. Rechts zog sich ein Samst dir, man sah die blanken Eisaugen der leicht überfrosteten offenen Stellen zwischen dem verschneiten Krüppelholz und der trügerischen Schneedecke, des Schmelzes, sonst nichts als stäubende Kloden und die Umrisse der heinigen, vom Winde schief geheckten Kiefern, die vereinzelt die Senkfläche überragten. Sonst nichts, kein Haus, keine menschliche Siedlung.

Vorwärts ging im lauen Trab. Da wieherte der Braune leise auf; ein Licht bligte auf und noch eins; ein Dorf tauchte auf, eines jener unregelmäßig gebauten Hakenböcker, bestehend aus elenden Blockhütten, die sich ohne feste Straßenordnung oder festen Plan hier in einer Gruppe hoher Nüstern versteckten, dort hinter einem zerfallenen Mauerkamm verborgen. Die Wägen, weiß verschneiten Dächer, der treibende Schnee, dazwischen der glotzende Schein der elenden Lichtflümpchen, die in den Stuben der Gehöfte brannten, gaben ein eigenartig malerisches Bild.

Die Nähe von Menschen gibt sonst Mut und Ruhe. In diesem Falle nicht. Es waren feindliche Menschen, die hier hausten. Und er, der deutsche Kürassier, war allein! Drohmer prüfte die Kammern seines geladenen Karabiners und lockerte die Lauge am Riemen.

So ritt er in den Ort hinein. Hinter dem Pionkamm des ersten Gehöftes stand in seinem landesüblichen Schafpelz der Baueremann, die Budelmütze auf dem bis auf die Schultern fallenden, ungekämmten Haar, und musterte den deutschen Reiter halb neugierig, halb mißtrauisch.

Drohmer hatte sein Pferd in Schritt fallen lassen. „Sind Feinde hier?“ fragte er, und als der Baueremann nur die Köpfe nickte, setzte er, mit einer bezeichnenden Gebärde auf die Gehöfte deutend, hinzu: „Kuhlis?“

Der Bauer hatte demüthig seine Budelmütze abgenommen und schüttelte nur den struppigen Kopf, indem er, auf sein eigenes Hans deutend, betauernd die Hände hob.

Drohmer nickte und ritt weiter. Unweit an einer Ecke lag ein etwas größeres Anwesen. Aus dem Fenster der Rückseite fiel Lichtschein, und es klang ein lauter Gesang aus rauhen Kehlen in die Nacht. Aha, dachte Drohmer, das Gasthaus! Da wollten

wir mal einen auf die Lampe gießen und zugleich nach dem Weg fragen. Weiß der Teufel, er war durchgefroren, und die Zunge klebte ihm am Gaumen von der Aufregung, hier als Versprengter zu reiten. Er bog um die Ecke. Aus der angelehnten Haustür fiel Lichtschein, draußen stand ein halbes Duzend geistlicher Berde, abgezäumt, einige Bündel Heu freisend, dabei eine dunkle, lehmgraue Gestalt, und drin in der Wirtsstube saßen vor dem großen, russischen Ofen — man sah sie genau durch das Fenster — 5 Kosaken, die Mützen schief auf dem Kopfe, Branntweinflaschen vor sich. Drohmer wollte sein Pferd wenden, — viele Hunde sind des Hais Tod, und sein armes Pferd hielt am Ende die wilde Jagd nicht aus. Zu spät! Der Posten stieß schon einen schrillen Anruf aus. Drohmer war kein Mann des schnellen Entschlusses, aber Not leht beten. So ging's auch ihm. Die Berde waren abgezäumt, so schnell kamen sie nicht in die Sättel, — denen mußte er eins ausbrennen. Er rih den Karabiner, den er aufs Knie gefesselt getragen, an die Wade, — ein Knall, und der Posten bei den Pferden stürzte mit dumpfem Laut zusammen.

Trin ein lautes Gebrüll. Die Kosaken sprangen auf, stürzten heraus und — etwas Unerwartetes geschah — griffen nicht zu den an den Sätteln hängenden Karabinern oder Lanzen, sondern erhoben die Hände, um sich zu ergeben.

Donnerwetter! dachte Drohmer, der schon sein Pferd herumgerissen, die mußst du mitnehmen! Aber wie sollte er allein fünf Mann entwaffnen und abführen? So langsam Drohmer auch war, er war im Grunde ein pfiffiger Kerl, der sich nicht leicht in Verlegenheit bringen ließ.

„Alle Mann dort in die Scheune!“ gebot er, indem er drohend die Lanze erhob und auf ein offenes Scheunentor deutete. Die Kosaken verstanden die Bewegung. Einer hat um Brot. Drohmer überlegte, dann wart er ihnen sein Kommissbrot zu. Die Russen nahmen es gierig auf und tröteten mit einem gleichgültig gemurmelten „Mitschewo“ in die Scheune, die der Wirt, wieder durch die vorgehaltene Lanze freundlich aufgefordert, bereitwilligst hinter ihnen absperrte.

„Na, die Kerls werden mir ja am Ende austrücken,“ brummte Drohmer durch die Zähne. „Das hilft nun nichts. Aber ich habe die Berde und die Waffen.“ Er bedeutete dem Wirt, wieder mit der Lanze, die Berde zu säumen und zu koppeln. Auch dies tat der Wirt bereitwillig und erteilte durch Winkes Auskunft über den Weg. Drohmer nahm das erste Pferd am Jügel und trabte so rasch als möglich mit seiner Koppel lediger Berde zum Dorfe hinaus.

Klapp, klapp, klapp klapp klang der Hufschlag. Wie ein Rittmeister, der mit seiner Schwadron ausritt, so fühlte sich Drohmer. Aber die Richtung? Hatte ihm der Wirt auch den rechten Weg gezeigt? Immer nach Osten, dem aufgehenden Mond, der eben das schnell ziehende Gewöl durchbrach, entgegen. Es mußte schon stimmen.

Da klang Hufschlag aus einem Seitenwege. Drohmer schlug das Pferd. Er verbielt sein Pferd, aber der Marbod grüßte nur scharfer aus und wieherte freudig, — er hatte seine Regimentskameraden gewittert. Es war die Kürassierpatrouille, die aus dem Dunkel des Waldes auf die vom Monde hell bestrahlte Lichtung die Drohmer eben erreichte, ritt.

„Reide mich mit sechs Beutepferden zur Stelle!“ sagte Drohmer, auf seinen Leutnant zureitend. „Die Kerls sitzen dahinten im nächsten Dorf. Ich habe sie so lange in die Scheune gesperrt.“

„Donnerwetter!“ lachte der Leutnant, „das nenne ich einen Fang. Hoffentlich sind Ihre Gefangenen aber noch da?“

„Ich habe ihnen mein Kommissbrot gegeben,“ antwortete Drohmer mit einem pfiffigen Lächeln. „Na, und wenn ein Ruski zu treffen hat, rüdt er so leicht nicht aus.“

„Sie sind ja ein Nordstierl, Drohmer!“ lachte der Leutnant, „ein verkanntes Genie. Also los! Holen Sie Ihre Gefangenen.“

Am leichtesten Galopp jagte die Patrouille den Weg zurück, den Drohmer gekommen. Stolz ritt dieser an der Spitze, neben dem Herrn Leutnant und zeigte den Weg. Bald war das Dorf erreicht; vor dem Wirtshaus machten sie halt. Die Kosaken waren noch da! Eben hatten sie die letzte Krume Kommissbrot verzögert.

Am gemäßigten Tempo, ihre Gefangenen in der Mitte, ritten unsere Kürassiere dann zurück. Drohmer zum Schluß. Still und stolz sah er auf seinem Braunen. Sechs Gefangene! Das war noch keinem gelungen.

### Vermischtes.

\* Die Kinder und die Bären. Was die Mädchen erzählen, das geschieht manchmal noch heut im vollen Lichte der Wirklichkeit. Ein solches echtes und rechtes Märchenabenteuer berichtet die Zeitschrift des schwedischen Jägerbundes. Schaulack dieses Abenteurers bildete ein Saeter (Alm) in der schwedischen Provinz Darlekarlien. Diese Alm bewirtschaftete zwei erwachsene Frauen mit vier Kindern, von denen das älteste gegen zehn, das jüngste aber erst zwei Jahre alt war. Während die eine Frau das Vieh hütete, besorgte die andere die Arbeit in der Almhütte und hatte zugleich die Aufsicht über die Kinder. Diese waren aber nach Kinderart nicht im Hause zu halten, sondern sprangen ins Freie und spielten da auf eigene Hand. Plötzlich fielen ihnen außerhalb

des die Umwiese umgebenden Baumes zwei schwarzbraune Tiere ins Auge. Die Kinder hielten die Tiere für Kühe, öffneten den Zaun und gingen zu ihnen hinaus. Wie die Tiere merkten, daß die Kinder sich nahen, begann das größere unter ihnen das kleinste Kind auf eine Seite zuzudrängen. Dort brachte es das Kind dazu, sich niederzulegen, während das Tier selbst sich in der Nähe wie ein Beschützer lagerte. Als das Kind sah, daß das Tier sich niedergelegt hatte, ging es zu ihm, legte seinen Kopf in seinen zottigen Pelz und begann es tüchtig an seinem Pelz zu zauen. Die anderen Kinder standen, während dies vor sich ging, ganz ruhig wenige Schritte entfernt, bis dem ältesten Kinde plötzlich der Gedanke kam, das mühten Bären sein. Natürlich bekam es einen großen Schreck und lief von dannen. Das kleinste aber, das nach wie vor bei seinem Bären lag, blieb weiter ganz unbeeinträchtigt auf seinem Platz. Nach einer Weile erhob es sich und begann Blaubeeren zu pflücken, die es dem großen Bären reichte. Der nahm auch ohne Bedenken die Beeren aus der Hand des Kindes an. Das Kind brach sodann einen Zweig ab und reichte ihn dem Bären, der ein Stück davon abbisß und dem Kinde den Rest reichte. Endlich kam nun die Frau aus der Umhütte herbei und sah mit Schrecken, was vor sich ging. Das Ende des Abenteuers war, daß alle vier Kinder, ohne irgend einen Schaden zu nehmen, zur Umhütte gebracht werden konnten. Freilich klingt die Geschichte ein wenig nach dem bekannten Jägerlatein, aber manche Erlebnisse ähnlicher Art, die gut verbürgt sind, lassen das, was die schwedische Zeitschrift erzählt, als gar nicht so unglaublich erscheinen.

Wie der Krieg die englische Jugend verdirbt. Die Uebernahme von Juwendverbrechen in England ist charakteristisch für die zum Teil höchst unheilvolle Wirkung, die der Krieg auf die Moral der ärmeren Bevölkerungsschichten Englands ausübt. In welcher bedenklichen Maße die Zahl von Vergehen Jugendlicher sich seit Kriegsausbruch in England — namentlich in London — gesteigert hat, läßt sich aus dem Bericht eines Londoner Polizeibeamten ergeben, dessen Ausführungen in der „Daily Mail“ veröffentlicht werden. „55 Verurteilungen von Kindern an einem Tage“, erklärt der Beamte, „sind durchaus keine Seltenheit mehr. Und dabei nimmt die Zahl solcher beklagenswerter Fälle fast täglich zu. Seit dem Beginn des Krieges haben die Verbrechen und polizeiwidrigen Vergehen Jugendlicher in Großbritannien um nicht weniger als 50 Prozent zugenommen. In den meisten Fällen handelt es sich um Kinder, deren Väter als Soldaten im Felde stehen. Die Hauptursache dieser Zustände ist zweifellos die Zügellosigkeit und Trunksucht der Mütter. Von dem bändigen Einfluß der Männer befreit, ergeben sich die Frauen in mehr oder weniger bedenklichen Ausschweifungen verschiedener Art, und so überschreiten sie die Grenzen, die sie in Anwesenheit ihrer Männer zu achten gezwungen waren. Die ständige Besorgung, vom Manne überrastet zu werden, hält viele Frauen davor zurück, das Rippchen an Wein oder Bier zu einer Gewohnheit werden zu lassen, die mit der Zeit schlimme Formen annimmt. Heute aber sind alle Frauen unbeobachtet, sich selbst mit ihren Fehlern überlassen. Dazu kommt noch, daß vielen Frauen, besonders in den Arbeiterkreisen, durch die staatlichen Kriegszuschüsse jetzt mehr bares Geld zur Verfügung steht als früher. So verbringen sie den halben Tag mit Trinken, Schwätzen und Nichtstun. Der Haushalt wird vernachlässigt und die Kinder werden von dieser schlechten Lebensweise angeleitet. Völlig unbeaufsichtigt, in verhängnisvoller Freiheit treibt die Jugend sich auf den Straßen umher. Es entwickeln sich Vereinigungen, und meist sind einige jugendliche Anführer für die Streiche der ganzen Bande verantwortlich. Dabei handelt es sich bei den Diebstählen durchaus nicht bloß um Geware oder Nachwerk. Meist suchen diese verdorbenen Kinder Geld zu stellen, um sich Eintritt in die Kinematographentheater zu verschaffen. Hier sehen sie alle möglichen Abenteuer, Dramen und Gannergeschichten, die sich in ihren Köpfen zu gefährlichen Phantastereien entwickeln. Sie bewundern die Helden in den Detektivstücken und kommen so immer mehr auf die schiefe Bahn. Man müßte eine strenge Zensur einsehen und auch Frauen, die das Kindergemüt am besten verstehen, als Zensoren aufstellen. Bisher ist es trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, dem bösen Treiben und der Entwicklung der Kinder zum Schlechten Einhalt zu tun. Die Mütter sorgen sich nicht um sie, so werden sie dem Hause entremdet, leben auf der Straße und kommen mit den schlechtesten Elementen in Berührung. Wenn nicht rechtzeitig und energisch eingegriffen wird, können diese durch den Krieg bewirkten traurigen Zustände allmählich zu einer bedenklichen Verhinderung der Volksmoral führen.“

\* Der Kenner. „Kannst du dir mein Entsetzen vorstellen, als ich gestern in meine Wohnung kam, finde ich den siebenjährigen Sohn meiner Wirtin eifrig damit beschäftigt, meine selbstverfaßten Gedichte, die ich unvorsichtigerweise auf meinem Schreibtisch liegen gelassen hatte, in winzige Stücke zu zerschneiden.“ — „Unglaublich! ... Wann denn der kleine Franzose schon so gut deutsch?“ (Ziller Kriegszeitung.)

\* Der rechte Genuß. „Wenn doch endlich mal wieder anständiges Wetter wäre!“ — „Warum denn? Jetzt, wo wir unsern Unterstand so fein hergerichtet haben, daß wir uns keine bessere Wohnung wünschen können, muß es noch viel toller regnen, dann hat man doch erst den rechten Genuß von seiner Arbeit.“ (Ziller Kriegszeitung.)

**Bäuerlich.**

— In das Reich des friedvollen Stillebens führt uns der Aufsatz über den Münchner Maler Rudolf Rißl im Märzheft der „Kunst, Monatschrift für freie und angewandte Kunst“ (F. Bruckmann u. S. München). Man mag über die Stilleben-Malerei denken wie man will, Rißls Bilder haben jedem etwas zu sagen. Ob nun der Maler Schnitzereien und Skulpturen im Bayerischen Nationalmuseum oder der Glyptothek in München schildert, oder aber sonnige Innenräume mit allerlei Hausgerät oder Getier gibt oder auch keine Alte vor schöngeputzten Hintergründen, aus allem spricht höchste künstlerische Kultur und starkes Können. Mit einem „Selam öfraz dich“ beginnt sehr bezeichnend ein zweiter Aufsatz, der Max Sevdog als Schwarzweiß-Künstler behandelt. In der Tat ist es eine Schatzkammer, die sich hier vor uns öffnet, in die — wenn man einmal eingebrungen ist — man immer wieder zu ausgiebigem Genießen zurückkehren möchte. Julius Seidler, ein Münchener Hausplastiker, betitelt sich ein weiterer, sehr reich illustrierter Aufsatz. Was wir hier sehen, ist echte Münchner Kunst, urwüchsig, humorvoll, zu Herzen gehend, und man bemerkt mit Vergnügen, daß diese Kunst bereits weit über das Reichbild der Stadt München hinaus — sogar bis hinauf nach Bremen — gedrungen ist. Aus dem übrigen Inhalt des auch dieses Mal wieder außerordentlich reichhaltigen und anregenden Heftes seien noch hervorgehoben: sehr lebendige Bilder von der Front von Arthur Kampf, ein monumentaler Fabrikan von Hermann Kufelius, das reizvolle Ausstellungsbau, welches die Kesselfabrik Vahsen für die Kölner Werkbund-Ausstellung errichtet hatte, sowie eine Anzahl auf dieser Ausstellung gezeigter Ergemüße deutschen Kunstgewerbetreibenden, deren Abbildungen dem Jahrbuch des Deutschen Werkbundes 1915 entnommen sind.

— „Die Heimkehr“ (eine neue Halbmonatschrift, Preis vierteljährlich 1,20 M., herausgegeben vom Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 21) ist für unsere deutschen Brüder bestimmt, die unter der brutalen moskowitischen Gewalt schon vor dem Kriege schwer gelitten haben und jetzt vollends dem Untergange nahegebracht sind. Zum Teil können wir sie jetzt nicht erreichen und werden erst nachher blutenden Verzweigen erkennen müssen, ob überhaupt und was noch von den einstmalig blühenden deutschen Kolonien im Innern Rußlands erhalten ist; zum Teil sind sie aber, dank dem siegreichen Vortritt deutscher Heere im Sommer 1915, brüderlicher Hilfe erreichbar, sei es, daß der Russe sie aus Polen und Wolhynien nicht mehr mit fortschleppen konnte, sei es, daß sie Kriegsgefangen sind in unserer Hand befinden. In welchem Kriege hätte bisher nicht deutsches Mut gegeneinander kämpfen müssen. Sehr wertvolle Kräfte deutschen Volkstums, kernige deutsche Bauern, die sich seit Generationen ihre Eigenart inmitten fremder Völker bewahrt und sich in schwerer Arbeit behauptet haben, gut es hier, wieder in die alte Heimat einzuwurzeln, sie als Bauer, Handwerker, Land- und Industriearbeiter anzusiedeln und sie mit deutschem Leben und deutschem Recht und Gesetz bekannt zu machen. Diesen Zwecken dient die neue Zeitschrift, die zugleich eine Verbindung herstellen will zwischen den erwähnten Elementen und den mehr als 60 000 deutschen Rückwandern, die schon vor Kriegsausbruch durch die Tätigkeit des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer, der Auswanderungskommission und anderer Gesellschaften eine neue Stätte in der alten Heimat fanden. Wir verweisen besonders auf die in der ersten Nummer erscheinenden Aufsätze von Dr. B. Mohrbach: „Die Auslandsdeutschen“, von Professor Dr. Wogodjinski „Deutsche Landwirtschaftliche Gesekgebung“ und von dem Herausgeber A. Borchardt „Die Zukunft der deutschen Kolonisten in Rußland“. Pastor Althausen und Lic. Faure, die der „Heimkehr“ das Geleitwort auf dem Wege gegeben haben, waren selbst lange Zeit — Pastor Althausen fast ein Menschenalter — unter den deutschen Kolonisten Wolhyniens tätig. Ihre Beiträge führen, wie die treuherzigen Berichte und Briefe der Ansiedler selbst, mitten in das eigenartige schlichte Leben dieser abgebrannten Deutschen hinein.

— Kleingärten als Förderer der Kriegereimstätten von Harry Maas. Sonderabdruck aus dem Vortrupp, Jahrgang 1916 Nr. 4. Halbmonatschrift für das Deutschtum unserer Zeit, herausgegeben von Dr. Hermann W. Popert und Hans Paasche. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

**Dogogriph.**

Billig und nahrhaft mit L., auch durchsichtig, dann aber teuer; Wähl ich zum Hauptzweck ein B., steht du im Wasser mich stehn. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer:  
 Abkürzungen: tr = Tress, p = Pique, o = Coeur, car = Carreau  
 trB = Tress-Bube, pA = Pique-Aß, oD = Coeur-Dame usw.  
 Im Stat liegen p9 und carD  
 Vorhand (B.): pA, p8, cA, c9, c8, c7, carK, car9, car8, car7.  
 Hinterhand (B.) erhielt den Rest. — Verlauf des Spieles:  
 1. B. cA M. oD D. carA = - 25  
 2. B. c9 M. cK B. pZ = - 14  
 3. D. trZ B. pA M. trA = - 32

Sa. — 61 Augen.